

# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stabfische 6 Thlr.  
mit Stabfischen 8 Thlr.

## Kunst und Liebe.

Novelle  
von  
Sophie Verena.  
(Fortsetzung.)

„Wie ist die Welt doch schön, sehr schön! Wie ist es doch werth zu leben,“ begann das junge Mädchen nach einer Pause. „Ich glaube, erst wer so dicht an der dunklen Pforte des Grabes gestanden, wird sich des Werthes des Daseins recht bewußt. Es liegt schon etwas unermesslich Großes in den einfachen Worten: „Ich bin — ich lebe!“

Isabelle sprach mit einer Ruhe und stiller Freudigkeit, die, wenn sie Sara auch beglückte, doch überraschte. Hatte sie in der Krankheit die Erinnerung an die Vergangenheit verloren, war ihre Liebe, ihr Schmerz verweht und gestorben?

So fragte sich Sara, doch vermochte sie nicht diesen Gedanken nachzuhängen, denn Isabelle begann von Neuem:

„Bist Du nicht meiner Ansicht, daß es etwas Großes, Hochheiliges ist das Leben? Und wie leichtsinnig wird oft damit umgegangen, wie unrecht ist es, wenn der Mensch bei einem kleinen Ungemach sich gleich den Tod wünscht.“

„Ja, für den Glücklichen ist das Leben schön und werthvoll,“ entgegnete die Angeredete.

„Für den Glücklichen; welch ein relativer Begriff!

Wer ist wohl glücklich? und wie verschieden sind die Auslegungen dieses einen kleinen Wortes? „Glücklich!“ wiederholte Isabelle gedankenvoll, indem ein leises Roth über ihr Antlitz dahinwehte. „Dich, Sara, möchte ich glücklich nennen, doch dies ist ein Einzelfall, eine seltene Ausnahme, daß Beruf und Liebe sich so zu einem schönen Ganzen einen dursten. Im Allgemeinen erscheint mir die passendste Erklärung noch die: „Glücklich ist der, welcher seine Pflicht mit Freudigkeit thut, und den Platz ausfüllt, auf den ihn Gott berufen oder er sich selber gestellt hat.“

„Dann mußt Du glücklich sein, Isabelle.“

„Ich habe auch nicht die Absicht, mich unglücklich zu nennen, denn ich fühle mich nicht so.“

„Freust Du Dich auf Dein Wiederauftreten?“

„Ja, ich sehne mich ordentlich danach. Mein ganzes Herz und Sein will ich fortan ungetheilt der göttlichen Kunst weihen. Ich habe ihr so viel geopfert, sie muß mir so Vieles erzeigen — und sie wird es!“

Unwillkürlich gedachte die ältere Freundin mit einem Seufzer Günthers, denn wenn ihr auch Isabelle ihr Geheimniß nicht anvertraut, sie ahnte doch, wie es zwischen Beiden stand. In diesem Augenblick kam ein Diener, die Frau des Hauses abzurufen.

Isabelle blieb allein zurück, ihren Gedanken überlassen. Waren sie schwermüthiger, trauriger Art, kam, wenn sie sich unbeachtet glaubte, der Schmerz zurück, und wollte diese stolze Natur nur Anderen nicht eingestehen, sie sei unglücklich — oder hatte sie wirklich



vergessen? Nein, Isabelle war nicht Eine die vergessen konnte. Aber sie war auch nicht unglücklich. Es lag nicht in ihrer gesunden, kräftigen Natur, sich sentimentalem Bangen und Grämen zu überlassen. In der langen Krankheit, in dem schweren Kampfe zwischen Leben und Tod, und mehr noch in der langsam fortschreitenden Genesung war auch jener andere heisse Seelenkampf ausgekämpft worden. Wie hart und schwer er gewesen, wie machtlos sie oft gerungen, das hat nur Gottes Vaterauge erschaut, doch er steht gern bei dem redlichen Streiter und hilft ihm zum Siege. Isabelle hatte nicht ihre Liebe überwunden, aber die Verzweiflung; dem Schmerze war der Stachel abgebrochen. Ein kräftiger Wille, ein ernstes den Geist ausfüllendes Streben, ein hohes Ziel sind mächtige Verbündete gegen ein Versinken in Jammer und Elend. Ihres Lebens Sonne war erloschen, doch helle und freundliche Sterne strahlten ihr noch. Trauer und Sehnen nach dem versunkenen Glück, nach seiner verlorenen Liebe werden noch oft durch der Jungfrau einsames Herz ziehen, aber der wilde, nagende Schmerz, der untauglich macht zu Thätigkeit und nützlichem Schaffen, war besiegt. — Mit der frisch erblühten Lebenskraft war auch neuer geistiger Muth in Isabellens Brust gezogen. Die Krankheit wurde ihre Retterin von einem Dahinsiechen an ihrer unglücklichen Liebe. —

Während Isabelle allein saß in dem Zimmer, gerade wie an jenem Abend auf den Garten blickend überfluthete sie die Erinnerung an die glücklichste Stunde ihres Lebens, die sie hier in demselben Raume durchlebt, und es war als stehe Günther wieder an ihrer Seite. Wo weilte er jetzt? Diese Frage hatte sie schon oft beschäftigt. Inmitten all der vielen Theilnahme und Aufmerksamkeiten, die man ihr während ihrer Krankheit erzeigt, war ihr nie eine Kunde von ihm gekommen. Nach ihm zu fragen, vermochte sie nicht, und wenn sie auch wußte, daß Sara und Gertrud zu tactvoll waren, um von ihm zu sprechen, so würden sie doch Gelegenheit gefunden haben, wenn sie die Vielen nannten, die sich eifrig und ausdauernd nach ihrem Befinden erkundigen ließen, seinen Namen zu erwähnen. Dieses gänzliche Schweigen seinerseits war Isabellen nicht nur befremdlich, sondern auch sehr schmerzlich. Hatte er sie so ganz aus seinem Herzen verbannt, um nicht einmal den Antheil an ihr zu nehmen, den Fremde ihr bewiesen?

Diese Gedanken hatten einen trüben Ausdruck über ihr noch blaßes Antlitz gelegt, und ein Seufzer entstieg ihrem Herzen.

In dem Augenblick kam Sara, erregt und unruhig zurück.

„Isabelle,“ sagte sie beklommen, „er läßt sich nicht abweisen, er erslehte es als eine Gnade, als das nichts half, verlangte er es als sein Recht, Dich noch einmal zu sprechen.“

Ehe Isabelle antworten konnte, stand Günther schon im Zimmer und sobald Sara es verließ, eilte er auf sie zu. Sie hatte sich erhoben, aber die Gemüthsbewegung war zu heftig, sie fiel in ihren Sessel zurück, während alle Farbe aus ihrem Gesichte wich. Ein Blick auf dieses geliebte Antlitz, in dem Schmerz und Krankheit ihre Spuren zurückgelassen hatten, welche jetzt durch die Blässe noch deutlicher hervortraten, erschütterte Günther bis ins Innerste. Er sank an ihrem Sessel auf seine Knie nieder; er, der höhne, fast verächtlich damals gesagt, er knie vor keiner Frau, jetzt lag er gebrochen vor ihr, während es sich wie Schluchzen aus seinem Herzen rang;

„Isabelle! Isabelle, vergieb was ich damals gethan, vergieb die harten, grausamen Worte, welche ich sprach!“

„Günther, ich habe Dir längst verziehen, oder eigentlich kann von Verzeihen gar keine Rede sein. Wir Beide haben uns trotz aller Liebe viel Weh bereitet, da müßte auch ich Deine Vergebung erbitten.“

„Nein, Du warst größer als ich, Du hast nicht versucht, das Dir zugesügte Weh an mir zu rächen, wie ich es gethan, in Gedanken und Worten. Du hast meiner noch liebend und verzeihend gedacht auf Deinem Schmerzenslager, wie mir Frau Sara gestanden, während ich selbst die Erinnerung an Dich zu trüben und zu tödten versuchte. Wenn Du gestorben wärest, ich hätte nie wieder Ruhe gefunden.“

„Deshalb freue ich mich auch doppelt, wieder genesen zu sein, obgleich Deine Selbstanklage eine vollkommen ungerechte gewesen wäre. Aber steh auf — steh auf! Es schmerzt mich, Dich in dieser Stellung zu sehen!“

Sie zog ihn sanft empor, er setzte sich neben sie, doch ihre Hand, die schöne Hand, der Krankheit und Gram auch etwas von ihrer Frische geraubt, ließ er nicht los.

„Was mußt Du von mir gedacht, für wie herzlos mußt Du mich gehalten haben, daß kein Wort, kein Zeichen meiner Theilnahme zu Dir drang? Doch erst vor einigen Tagen habe ich etwas von Deiner Krankheit erfahren. Ich hatte mich, nachdem ich von hier geflohen war, auf ein zweites kleineres Gut meines Vaters begeben, das fern ab von dem Treiben der



Welt liegt. In die stillen, einsamen Wälder vergrub ich mich, und in jener Abgeschiedenheit glaubte ich Vergessenheit zu finden. So las ich selbst nicht einmal die Zeitungen. Und wenn ich wieder einen Tag verbracht in dieser Einförmigkeit, die Geist und Herz zu erlahmen schien, dann glaubte ich dem Ziele, nach dem ich strebte, näher gekommen. Weil das ganze Leben mir schal und gleichgiltig geworden, so wählte ich auch kein Hoffen und Wünschen mehr zu nähren. — Ganz zufällig kam mir ein altes Zeitungsblatt in die Hände und aus ihm erfuhr ich Deine gefährliche Erkrankung. Und nun bin ich hier, Isabelle, mit der alten treuen Liebe im Herzen, die vielleicht geläutert und gebessert durch den Kampf ist, ich bin gekommen, dich noch einmal zu bitten, mein Weib zu sein, denn ich kann nicht ohne Dich leben.“

Ein tiefes Weh sprach sich in Isabellens Gesicht aus, aber mit fester Stimme entgegnete sie:

„Und doch mußt Du ohne mich leben, mein armer Günther, denn niemals können wir vereint sein.“

„Isabelle!“ fast drohend klang der Ton und die dunklen, mächtigen Augen sprühten Flammen. „Isabelle, trotz nicht auf Deinen Zauber, Deine Macht! Die Liebe führte mich zurück, doch selbst die treueste, heißeste Liebe kann sterben, und nicht noch einmal siehst Du mich später als Bittender vor Dir.“

„Ich würde es auch gar nicht wünschen, ich leide zu sehr, bei jeder Wiederholung dieses so schmerzlichen Gespräches.“

Wie sanft und weich ihre Stimme klang, im Vergleich zu seinem dräuenden Grollen.

„So ist es Dir gelungen, mich aus Deinem Herzen zu reißen, die Liebe zu mir zu ertöden?“

„Nein.“

Ein rosiges Hauch verbreitete sich bei diesem einen Worte über ihr erst so blaßes Angesicht und gab ihm allen Zauber seiner früheren Frische und Schönheit zurück. Kein Anblick, um Günther zum Entfagen zu bestimmen, und seine Augen bekundeten es ihr deutlich.

„Du mußt mein Weib werden. Meine reiche Liebe wird Dir Ersatz bieten für Alles, was Du aufgegeben.“

„Ich kann nie die Deine sein, Günther. Meine Ansichten und Grundsätze haben sich nicht geändert, im Gegentheil, sie sind bei dem vielen Denken und Sinnen in meinem stillen Krankenzimmer noch fester und klarer geworden. Alles, was ich Dir damals sagte, bestätige ich Dir jetzt von Neuem.“

„Da konnte ich fern bleiben,“ entgegnete er düster.

„Doch ich hoffte Deine Liebe würde siegen; ich glaubte, die Trennungszeit würde Dir gezeigt haben, wie schwer ein ganzes Leben geschieden von einander sein muß. Ich dachte, jetzt da Du so lange von der Bühne fern gewesen, sollte es Dir leichter werden, sie ganz zu verlassen. Versuche es nur, geliebte Isabelle, die Frau soll ja stets dem Manne folgen.“

„Wenn Heil daraus entsprösse; wenn ich mich so ganz meiner eignen Innerlichkeit zu entäußern vermöchte, aber dann wäre ich ja nicht mehr ich selbst. Du sagst: „Kunst und Liebe, Künstlerin und Gattin lasse sich nicht einen, im vorliegenden Falle hast Du Recht; unsere Verbindung würde keine gesegnete sein. Sara's Ehe ist die glücklichste, welche ich kenne, doch ihr Gatte findet in dem Talente seiner Frau nicht nur keine Erniedrigung, sondern eine Verherrlichung, ihr Ruhm ist sein Stolz.“

„Nein, so denke ich nicht. Ich könnte Dein Herz, Deinen Besitz mit Niemand theilen, nicht einmal mit der Kunst; ich vermöchte es nicht, Isabelle.“

„Ich glaube es Dir, Günther. Der Mensch kann nicht gegen seine innersten, heiligsten Ueberzeugungen handeln, der Pflichtgetreue darf es nicht einmal. Du vermagst es nicht, und ich ehre Deine Ueberzeugung, doch gewähre das gleiche Recht auch mir. Wir können nicht zusammengehen — aber als Freunde laß uns scheiden!“

„Bei so kalten, ruhigen Gefühlen wie die Deinen, mag wohl von Freundschaft die Rede sein können, nicht bei mir. Ich liebte Dich mit meinem vollen Mannesherzen — das sich nie in unnütze Tändeleien zersplitterte — Dein ganzes Herz und Sein sollte mein werden, mein allein, ich kann Dein Freund nicht sein. Jetzt scheiden wir auf ewig, jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, Gott möge mir beistehen, diese Liebe zu überwinden — Dich zu vergessen!“

Ein wildes Weh durchschnitt Isabellens Herz, doch er durfte den heißen Schmerz nicht sehen.

„Wenn es zu Deinem Glück ist, so gebe Gott Dir Vergessenheit — ich selbst will treu für Dein Glück beten.“

Sie hauchte die Worte nur noch hin, denn ihre Kraft war erschöpft — doch sie erreichten noch im Fort-eilen Günthers Ohr und trafen eine weichere Saite in seinem Herzen, die erst leise, dann immer stärker erzitterte, so daß wenigstens momentan Trotz und Groll schwanden.

Günther lehrte um, jetzt nahm er die zum Abschiede dargereichte Hand, die er vorhin verschmäht, fest



und warm schloß er sie in die seine, und während er seine Rechte sanft auf der Geliebten Haupt legte, sagte er feierlich:

„Ein ewiges Lebewohl, doch auch Dich segne Gott, Isabelle!“

Ein verklärtes Leuchten erglänzte auf ihrem lieben Antlitze. „So schieden wir doch wenigstens in Frieden“ — flüsterte sie, als sie allein war — einsam und allein für ihr ganzes Leben durch die Trennung von ihm.

Als nach einiger Zeit Sara zu ihr trat und weich und zärtlich ihre Arme um die trauernde, gebeugte Mädchengestalt schlang, flüsterte Isabelle unter Thränen:

„Habe mich lieb — o, habe mich lieb, denn ich bin so sehr einsam und verlassen auf Erden!“

Und die edle Frau, die Isabellen nicht nur wie eine jüngere Freundin, eine Tochter liebte, sondern in ihr die eigene Jugend und ihre Kunst neu und noch schöner erblühen sah, drückte die Weinende fest und warm an ihr treues Herz.

#### 10.

Isabellens erstes Auftreten nach ihrer langen Krankheit wurde in einer Weise vom Publikum gefeiert, die etwas Rührendes und Erhebendes hatte. Es war nicht als wenn eine berühmte, doch bezahlte Künstlerin der Menge von Neuem ihre Kunstgenüsse bot und deshalb freudig begrüßt wurde, es war als ob Allen ein liebes Familienglied wieder erstanden sei, so warm und herzlich zeigte sich der Empfang. Wahrlich die Kunst war dem jungen Mädchen eine gütige, zärtliche Mutter und schien sie zu ihrem Lieblingskinde erkoren zu haben, indem sie aus ihrem Wege viele der Dornen entfernte, die sonst den Pfad des Künstlers so reichlich erschweren. Wollte sie ihr die Opfer vergelten, welche Isabelle ihr gebracht?

Dieser schon an sich so unvergeßliche Abend sollte Isabellen noch unvergeßlicher werden durch ein Ereigniß, welches wieder in die kaum gewonnene Ruhe ihres Lebens eingriff. In der Fremdenloge saß ein junger Mann, der, sobald Isabelle auf der Bühne erschien, wie elektrisirt emporfuhr, und mit allen Zeichen höchsten Staunens auf sie starrte, von ihr nach dem Theaterzettel und wieder hin nach ihr. Da sein seltsames Benehmen schon Aufsehen erregte, nahm er sich zusammen, doch vermochte er eine sichtliche Unruhe nicht zu verbergen. Endlich fragte er einen der Nebensitzenden höflich, ob die Schauspielerin vielleicht noch einen anderen Namen trage und nur für die Bühne diesen angenommen habe.

„Wir kennen sie nur als Fräulein Richards.“

„Und ist sonst von ihren Verhältnissen etwas bekannt, bei wem lebt sie?“

„Ihre Privatverhältnisse werden sehr wenig besprochen, weil die junge Dame in der stillen, zurückgezogenen Art ihres Lebens dem Publikum keine Gelegenheit dazu bietet. Sie steht darin wie in ihrer Kunst fast einzig da. Selten mag eine Schauspielerin so in allen Schichten der Gesellschaft, vom Hofe herab bis in die bürgerlichen Kreise, anerkannt und nicht nur geliebt, sondern hochgeachtet sein. Der Empfang heute Abend giebt Ihnen schon einen Beweis davon.“

Nach dieser ziemlich langen Auskunft wandte sich der freundliche Herr wieder der Bühne zu, und sobald die Heldin des Stückes von Neuem erschien, erstiegen dieselben Fragen und Zweifel, die dann wieder zur Gewißheit umschlugen in dem Fremden. — Isabelle auf der Bühne! Unmöglich fast, und doch mochte die Welt nicht zwei Frauen ihres Gleichen bergen.

Sobald das erste Stück beendet, in dem die Richards auch nur beschäftigt war, verließ der junge Mann das Theater. Im Hotel erfuhr er die Wohnung der Schauspielerin, und unverzüglich begab er sich dahin. Einige der Fenster waren erleuchtet, doch an dem Hause vorübergehend, gewahrte er lange nichts, was seine Annahme zur Gewißheit machte; endlich trat eine Gestalt zum Fenster, die Vorhänge niederzulassen und in ihr erkannte er die gute Frau Gertrud. Jetzt flog er die Treppe hinauf und zog getrost die Klingel.

Der Bescheid des Dieners, seine Herrschaft empfangen keine Herrenbesuche und am wenigsten zu dieser Stunde, schien den jungen Mann gar nicht zu schrecken.

„Geben Sie Fräulein Richards diese Karte, einen aus weiter Ferne heimkehrenden Verwandten wird sie selbst zu dieser etwas ungewöhnlichen Zeit ihre Thür nicht verschließen.“

Natürlich wagte der Diener keine Widerrede, ein Blick auf die Karte war auch hinreichend seine letzten Bedenken zu beseitigen.

„Erich, Graf von Walbeck.“

„Ihr Verwandter! Hab's immer gesagt, daß meine Dame nicht schlechtweg Fräulein Richards ist,“ murmelte der schlaue Johann. „Hätte nicht müssen so lange in adligen Häusern dienen, wenn ich nicht wüßte, daß die Hochgeborenen etwas Apartes haben, was höchst selten der Bürgerliche herausbekommt, wenn er noch so gebildet ist.“

„Der Herr sei willkommen!“

Raum daß der Diener die Thür des Vorzimmers



geschlossen, als die gegenüberliegende geöffnet wurde und Isabelle dem Fremden entgegenflog.

„Erich, lieber, lieber Better Erich, willkommen in der Heimath!“ rief sie, beide Arme um seinen Hals schlingend.

O, in dem Herzensjubiläum, einmal wieder einen ihrer Verwandten zu sehen und gar ihn, mit dem die Erinnerung an die schöne, sonnige Kindheit, an das liebe Daheim sie überfluthete, in dieser Freude schien Isabella keine Begrüßung zu warm und herzlich.

Erich mochte einen solchen Empfang weder erwartet noch gehofft haben, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit drückte er die blühende Gestalt an seine Brust und sie mußte es dulden, daß er sie küßte. Doch an diesem einen Kuß fühlte Isabella, daß, wie verwandelt er auch im Aeußeren war, er unverändert gegen sie zurückkehrte. Ein schmerzliches Gefühl zog durch ihr Herz, das erst so froh geschlagen in dem Bewußtsein einen treuen Freund, der zugleich durch die Bande der Verwandtschaft ihr verknüpft war, in ihrer Nähe zu haben. Ihr sagte ein leises Vorahnung, sie würde auch bald den Jugendfreund wieder von sich verbannen müssen.

Doch an diesem Abende wollte sie keinen traurigen Gedanken Raum geben, und bald saßen die beiden jungen Leute in Isabellens schönem, behaglichem Wohnzimmer, im eifrigen, interessanten Gespräche ihre Erlebnisse austauschend. Isabella hatte neue Kämpfe und Vorwürfe über ihr Thun erwartet, doch nicht ein Wort des Tadels trat über Erichs Lippen. Seine Liebe war eine derartig seltene auf Erden, die Alles was die Geliebte thut — wenn es eben nichts entschieden Strafbares ist — recht und gut findet. Ja, wenn Erich selbst ein gewisses Mißbehagen empfunden hätte über Isabellens Handlungsweise, da sie dieselbe für recht und gut befunden, mußte sie so sein. — Viele nennen eine derartige Liebe eine Schwachheit und bezeichnen den Mann, der so liebt, der Unmännlichkeit, aber es ist ein ebenso kostbares als seltenes Gefühl, und wenn es an eine echte Frau kommt, die solchen Schatz zu würdigen weiß, wird es zu einer Glorie. Freilich, wenn solche Liebe mißbraucht wird, kann sie umschlagen und statt zur Höhe zur Tiefe führen, durch das eigene Uebermaß; aber selbst der glänzendste Stern, wenn er sich in einem trüben Wasser spiegelt, wird von seinem Leuchten verlieren.

Es lag etwas in dieser unbegrenzten Liebe, in Erichs festem Vertrauen, seiner Zuversicht zu ihr, das eine rührende Gewalt über Isabella ausübte. Und in diesem Gefühle der Dankbarkeit und inniger Freude

über seine Gegenwart war sie von hinreißender Liebenswürdigkeit. Er schaute ganz trunken vor Seligkeit auf sie, wie sie so leise und anmuthig am Theetisch waltete, und wie sie von der lieben, süßen Kindheit sprach, das machte des jungen Mannes Herz hoch klopfen. Er ließ seine Blicke durch das schöne Zimmer schweifen, dessen ganze Einrichtung kostbar und gediegen in Meubles, Kunstwerken und Geräthschaften von dem edlen, feinen Geschmack seiner Bewohnerin zeugte, er richtete seine Augen auf sie, deren Schönheit und Liebreiz sich in den Jahren der Trennung noch viel herrlicher entwickelt hatten, und es war als umspinne ihn ein süßer Traum.

„Isabelle, mir ist als ob ich träume; vor noch nicht allzu langer Zeit dort im Krim-Kriege, von Gefahr und Noth aller Art umgeben, dem Tode täglich ins Auge sehend, fremd, allein in der Welt — und nun bin ich hier in Deinem schönen gemüthlichen Zimmer, bin bei Dir. Der Abstand ist groß. Daß ich Dich gleich auf meinem Heimwege treffen mußte, endlich Dich wiedersehe, nach langen drei Jahren der Trennung.“

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Ein Perlenjammler.) Mehrere Pariser Journale enthielten vor einiger Zeit Tag für Tag eine Annonce, welche scheinbar völlig harmlos klingend in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

„Für den Sultan kauft Perlen zu sehr hohen Preisen, wenn dieselben rein, makellos und von schöner Farbe sind. Die Perlen sollen auf keiner Schnur gefaßt werden, sondern haben die Bestimmung, selbstständig zu glänzen in den Palästen des mächtigen Padiſchah. — Nähere Auskunft wird ertheilt auf frankirte Zuschriften unter der Adresse: Harem, bureau poste restante, Paris.“

Viele, die sich im Besitz schöner Perlen befanden, richteten an die Adresse Schreiben mit Verkaufsangeboten, erhielten darauf jedoch keine Antwort — dessen ungeachtet paradierte dieses Inserat immer und immer wieder in den Zeitungen — der Speculation mußte irgend ein Geheimniß zu Grunde liegen.

„Perlen für den Sultan! Warum müssen dies gerade Perlen aus den Tiefen des Meeres sein — sollten damit nicht eher Perlen aus dem Menschengeschlechte gemeint sein, Perlen von blendender Weiße, mit glänzenden Augen und eben solchen Haaren? Kein Zweifel, der Annocentrer bediente sich der Blumensprache und verbarß irgend etwas Anderes unter seiner Ankündigung.“

So dachte ein Schüler Bidocs und Fouché's und schrieb an die anonyme Adresse folgendes Briefchen:



„Mein Herr, Sie suchen Perlen für den Sultan, ich bin so glücklich, ein solches Kleinod von unschätzbarem Werthe zu besitzen. Angelique ist sechzehn Jahr alt, eine lieblichere Knospe hat noch kein Lenz gezeugt. Diese Perle steht Ihrem Gebieter zur Disposition für den Preis von fünfzigtausend Francs.“

Die Antwort lautete: „Ich ersuche um eine Photographie der Perle, damit ich deren Preiswürdigkeit beurtheilen kann.“

Diesem Wunsche wurde willfahrt und hierauf verlangte der anonyme Brieffschreiber die göttliche Angelique zu sehen; sie solle sich an einem bestimmten Tage im Jardin des plantes einfänden und das Erkennungszeichen sollte eine kirschrothe, um die Taille des Mädchens geschlungene Seidenschärpe sein.

In den ersten Tagen des April saß nun auch an einem sonnigen Vormittag ein reizendes Mädchen, eine kirschrothe Schärpe um die schlank Taille, erwartungsvoll auf einer Bank unter einem grünenden Kastanienbaum; es war Angelique, deren Begleiter sich in der Nähe verborgen hielt. Da rollte eine glänzende Equipage heran; in derselben saß ein ältlicher Herr, dessen Brust der Medschidie-Orden schmückte. Kaum hatte er das Mädchen mit der kirschrothen Schärpe erblickt, so ließ er Halt machen, und auf Angelique zuwendend, sagte er ihre Hand mit den Worten: „Mein theurer Engel! Sie wollen den Sultan kennen lernen, wohlan, er wird Ihr Sklave sein — Sie werden ihn unbedingt durch Ihre Liebenswürdigkeit zwingen und zu Ihren Füßen bannen.“

Angelique erröthete und erblaßte abwechselnd, und ihre Verlegenheit steigerte sich noch, als ihr bisher unsichtbar gewesener Begleiter plötzlich auf den ordengeschmückten Herrn zutrat und ihn anrief:

„Mein Herr, im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!“

„Wer sind Sie?“ fragte erstaunt der angebliche Repräsentant des Padischahs.

„Ich bin ein Agent der Polizei!“ erwiderte derselbe, „und Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin der Graf von Surinam und werde Ihnen nicht folgen.“

„Ach, das thäte mir leid, weil ich sonst Gewalt anwenden müßte. Ihre Wohnung, Herr Graf!“

„Die werde ich nur dem Herrn Polizeipräsidenten nennen, dem ich vorgestellt zu werden wünsche und befehle.“

„Sie haben nichts zu befehlen, Sie haben nur zu gehorchen, Herr Graf, denn ich verhafte Sie im Auftrage des Polizeipräsidenten, und wenn es Sie interessiert zu erfahren, wo der Polizeipräsident sich befindet, so sage ich Ihnen hiermit, er steht vor Ihnen, ich bin es selbst. Nun, Herr Graf, was wünschen Sie noch von mir?“

Der Graf von Surinam erwiderte nunmehr im Tone eines feinen Diplomaten: „Da ich die Ehre habe, den Herrn Polizeipräsidenten selbst zu sprechen, so bitte ich in meinem Wagen Platz zu nehmen.“

Der Polizeipräsident parlamentirte nicht erst lange mit dem Herrn Grafen, sondern nahm an seiner Seite Platz, während ein wie aus der Erde plötzlich emporgestiegenes Individuum

sich auf dem Boock neben dem Kutscher placirte und die Richtung des Wagens commandirte.

Graf Surinam soll demnächst als Angeklagter vor dem Zuchtpolizeigericht erscheinen.

Der Staatsanwalt beschuldigt ihn „des Handels mit Menschenfleisch.“ Der angebliche Graf Surinam ist indessen seiner Nationalität nach ein Walache, sein Stammbaum ist in mysteriöses Dunkel gehüllt, obgleich der Graf behauptet, einer seiner Vorfahren hätte an der Seite von Gottfried von Bouillon gekämpft, so weiß doch weder der türkische Gesandte noch sonst irgend eine Autorität über dieses walachische Grafengeschlecht Auskunft zu geben.

Die Polizei konnte nur eruiiren, daß ein ziemlich wohlhabender Viehhändler des Namens Surinam in der Walachei existire, der jedoch nie in den Grafenstand erhoben wurde; sein Sohn, der angebliche Graf, verläugnet aber ganz entschieden den Vater und seine Abstammung.

Als man die Wohnung des Pseudografen durchsuchte, fand man einige Hundert Photographien jugendlicher Schönheiten und darunter auch Einige, deren Originale ausfindig gemacht wurden. So erfuhr man, daß der Pseudograf diese holden Geschöpfe thatsächlich ins Ausland verhandelt und bei dem schändlichen Geschäfte, welches er schon viele Jahre betreibt, einen so hohen Gewinn macht, daß er auf sehr großem Fuße leben konnte. Fast nach allen Städten Europas, namentlich aber nach Rußland und den Donaufürstenthümern trieb dieser saubere Patron seinen lukrativen Exporthandel — hoffentlich wird ihm jetzt das Perlensammeln auf einige Zeit verleidet werden! F.

(Eine traurige Hochzeit.) Amerikanische Blätter berichten folgende tragische Begebenheit, die sich während der Belagerung von Charleston dort zugetragen hat.

Die Tochter des früheren Gouverneurs von Charleston, Miß Anna Pickens, war nie zu bewegen, die Stadt zu verlassen, sondern blieb trotz den Vorstellungen des Generals Beauregard, trotz allen Bomben und Granaten, welche schon manches Unglück angerichtet, muthig da, indem sie die Verwundeten pflegte und alle Uebrigen durch ihre Gegenwart ermutigte. Unter den Offizieren, die sie gepflegt, befand sich auch Mr. Andrew de Rochelle, ein Abkömmling einer alten französischen Hugenottenfamilie, die einst in Charleston eine Zuflucht gesucht hatte. Der junge Mann empfand eine tiefe Dankbarkeit für seine lebenswürdige Pflegerin, welches Gefühl sich bald in die zärtlichste Liebe verwandelte. Er fand die ersehnte Gegenseite, General Pickens gab seine Zustimmung und die Hochzeit des jungen Paares wurde auf den 23. April festgesetzt.

Der Lieutenant de Rochelle hatte des Morgens Dienst im Fort Sumter und die Vermählung sollte des Abends um sieben Uhr im Hause des Generals Braham gefeiert werden. In dem Augenblick aber, als der Geistliche die Verlobten fragte, ob sie bereit seien, ihn zu hören, fiel eine Bombe auf das Dach des Hauses, drang in das Zimmer, wo die Gesellschaft versammelt war und verwundete neun Personen, darunter auch die Braut. Es entstand eine furchtbare Scene der Verwirrung, man trug



die Verwundeten hinaus — die Braut lag blutend und bewegungslos auf dem Teppich und ihr Verlobter kniete neben ihr, beugte sich über sie und weinte bitterlich, während er vergebens versuchte, das Blut, welches aus einer tiefen Brustwunde strömte, zu stillen und aufzuhalten. Der herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß Miß Pickens keine zwei Stunden mehr zu leben habe.

Als das junge Mädchen wieder zu sich kam, wollte sie den Ausspruch des Arztes hören und da Niemand ihr ihn wiederholen wollte, sagte sie: „Andrew, ich bitte Dich, sage mir die Wahrheit. Wenn ich sterben muß, will ich versuchen, Deiner würdig zu sterben.“ Die Thränen des Geliebten waren ihr eine genügende Antwort und Miß Anna raffte alle Energie zusammen und versuchte zu lächeln. Es läßt sich nichts Herzerreißenderes denken als das Hinscheiden dieses muthigen Mädchens, welches mit allen Kräften gegen das Naben des Todes und den furchtbaren Abschiedschmerz kämpfte. Ihr Vater, der erprobte Mann der Schlachten, war außer sich und ihre Mutter saß da, starr und thränenlos, mit irren Blicken wie eine Wahnsinnige.

Der Lieutenant de Rochelle sagte endlich zu seiner Braut: „Anna, ich werde auch bald sterben, aber ich will, daß Du als mein Weib stirbst. Es ist noch Zeit, uns zu vereinigen.“

Das junge Mädchen antwortete nicht, sie war zu schwach dazu, aber eine leichte Röthe färbte ihr blasses Antlitz; man sah, wie Freude und Schmerz in ihr kämpften. Der Bräutigam ergriff ihre Hand und bat den Geistlichen, die Trauung zu beginnen. Als die Reihe an die Sterbende kam, ihr Sa auszusprechen, öffnete sie mehrmals die Lippen, ohne einen Ton hervorzubringen — endlich gelang es ihr doch, während blutiger Schaum ihren Mund bedeckte. Der letzte Lobeskampf begann und der Geistliche konnte nur schluchzend die Ceremonie beendigen. Eine Stunde darauf war Alles vorbei, der Hochzeitsaal war ein Todtengemach — noch nie wurde eine so traurige Hochzeit gefeiert! —

F.

(Brief eines adligen Fräuleins aus dem Jahre 1815.)  
Wir halten es für ganz interessant, aus diesem Schreiben die Ausdrucksweise und die Gesinnungen Einzelner oder vielleicht auch ganzer Kreise der damaligen Zeit zu ersehen, welche nach dem Sturze des napoleonischen Reichs die endliche Wiederkehr der „alten guten Zeit“ erwarteten. Wir theilen also wörtlich das Schreiben des Fräuleins v. U. mit:

„Dieu soit glorifié, ma chère Soeur! mille et mille fois! Nous sommes les Vainqueurs! Oui! Wir haben gefest! — Benaparte und seine Clique sind parfaitement culbutés et fricassés.“

Der Jubel, welchen diese Nachricht hier in der Résidence verbreitet hat, ist presque incroyable. Selbst die Populace scheint sich darüber zu freuen, denn — que dites vous? — der Schneider, welcher mir die Ankunft des Couriers annoncierte, vergaß sich in seinem pöbelhaften Transport dermaßen, daß er mir — die Hand drückte.

Oui, ma chère Soeur! ein Schneider hat einem Fräulein von U. —

Apropos, ma bonne! schicke mir doch mit ungehobener Occasion ein paar Pfund von Deiner schönen, selbstfabrizirten Noble-Seife. Ich finde, daß sie die Haut sehr weich und geschmeidig conserviret; ja, die Majorin von S. rühmt ihr sogar nach, daß sie die Kunzeln vertreibt und recommandirt sie en Extase. Mais grâce à Dieu! mit den Kunzeln hat es bei uns noch Zeit —

Enfin, wir haben den Feind cavalièrement geschlagen und unsere superbe Armee steht jetzt in dem Herzen von Frankreich.

Wie glücklich werden sich die guten Franzosen schätzen, die ungeachtet ihrer vielen faux Pas, doch immer die galanteste und aimabelste Nation auf Erden bleiben, schon deshalb, weil sie das Französische fast mit der Perfection sprechen, wie es in unseren Hof-Cercles gesprochen wird, — enfin! wie glücklich werden sie sich schätzen, daß sie nun wieder jene alte magnifique Noblesse zurückerhalten, die sich zu den Parvenus de la Révolution, sans Comparaison, wie ein Muffelin zu einem Sacktuch verhält. —

Ah, quel Triomphe, ma Soeur! —

Auch bei Uns wird nun jene noble Zeit wieder eintreten, wo Noblesse und Bourgeoisie sich wie Del und Wasser schieben, wo keine Bürgerfrau, selbst wenn sie eine Million commandirte, es hazardiren durfte, einen adligen Cercle durch ihre Gegenwart zu incommodiren, und wo es als ein Crime exécration galt, wenn ein Gentilhomme sich mit einer Fille bourgeoise euan — — vous me comprenez! — — Mais hélas! wieviel Unkraut ist vorher noch auszurotten! welche détestables Maximes und Sentiments haben sich in dieser malheureusen Zeit bei vielen Gentilhommes eingeschlichen! Par exemple: gestern war ich in einer Assemblée mêlée bei Présidents. Da war auch der Staatsrath v. F., der sich mit einer gewissen Demoiselle N. — einer reichen Kaufmannstochter — ver — — verheirathet hat. Soeben wurde das Extrablatt vorgelesen, und als ich nun über die Culbute de la Bourgeoisie française triumphirte, so echauffirte er sich darüber auf eine sehr indezente Manier, und debilitirte ein wunderliches und unverständliches Raisonnement von Zeitgeist, Aufklärung, Abschaffung des Feudalismus, Ablegung der Standesvorurtheile, enger Vereinigung aller Klassen des Volks, und was weiß ich? —

Und als er mir so eine veritable Standrede gehalten, schloß er mit den Worten: „Doch ist es nicht thöricht, daß ich mich gegen ein Frauenzimmer über Dinge ereifere, welche außer dem Gebiete des Putzes, der Thee-Conferenzen, der Heirathen und Kindtaufen liegen? — Entschuldigen Sie!“

So sprach der méprisable und gab mich — oui, ma Soeur! — er gab Deine Schwester dem Gelächter und Gespött der anwesenden bürgerlichen Roturiers Preis. —

Mais, mon Dieu! ist es nicht zum Ohnmächtigwerden, wenn man so gemeine Raisonnements aus dem Munde eines Edelmannes anhören muß?

Wie hat dieser Esprit bourgeois seit einem halben Siecle um sich gegriffen!



Wünsche Dir Glück, ma bonne! daß Du nicht Zengin der *Décadence* zu sein brauchst, worin die Noblesse hier in der Residenz versunken ist. In euren Provinzialstädten, da hält man Gottlob! noch auf reinen und unmelirten Adel, wie auf reinen Kaffee. Aber hier, sei Du hier in welchem Cercle Du willst: überall wirst Du einen Zusatz von Bourgeoisie und Cichorien schmecken. Da sitzt die bürgerliche Frau Kammergerichts-räthin neben der adligen geheimen Staatsrätin, die bürgerliche Doctors- oder Kaufmannsfrau neben der adligen Majorin u. s. w. Und wenn es noch mit *Résignation* und *Soumission* geschähe, aber *point du tout!* Da blähen sie sich mit *precieusen* Seidenstoffen, mit theuren Merinos, türklischen Shawls und echten — *vraiment* ganz echten Edelsteinen, die doch, wie schon der Name beweist, nur zur Zierde des Adels erschaffen sind. Ja, sie schnattern sogar von *Politique* und *Nouvelles de la Cour* mit, maßen sich ein Jugement an und hazardiren es sogar, mit ihrem plumpen, bürgerlichen *Esprit* decidiren und *Raison* behalten zu wollen. — Ich frage Dich, ma Soeur: ist das nicht zum Nasendwerden? — Aber woher kommt das? Weil die Adligen sich nicht schämen, *Invitations* von Bürgerlichen anzunehmen und sich's an ihren Tischen wohl-schmecken zu lassen; weil sie sich nicht schämen, mit dem bürgerlichen *Peuple*, des lieben Geldes wegen, *Mariagen* zu schließen. —

Ich lasse es gelten, wenn ein *Gentilhomme* sich mit einer Bürgerlichen bis zu einem gewissen *Point* *enfilirt*, aber es muß bei der *Badinage* oder höchstens bei einer *Liaison du Coeur* sein *Bewenden* haben, und niemals zur *Mariage* kommen, welches besonders dann *détestable* ist, wenn ein adliges Fräulein sich so weit *wegwirft*, daß sie einem Bürgerlichen die Hand reicht — *si done!* —

Apropos, ma Soeur! Hierbei empfängst Du ein Fläschchen *eau de mille fleurs* von bester *Qualité*. —

So lasse ich es auch gelten, wenn ein Edelmann von einem Bürgerlichen Geld leiht und ihn und seine Familie dafür einmal zu Tisch *invitirt*, um ihn durch die unerwartete Ehre — *comme on dit!* — zu *verblüffen* und zur *Patience* zu bewegen.

Aber sich so weit zu vergessen, daß man die Bourgeoisie zu großen *Soirées* und *Bal-parés* *invitirt* oder gar seinen *Stamm-  
baum* durch ein *ignobles* *Reis déshonorirt* — *c'est trop commun!*

Mais que dis-je? — Ist doch der Adel durch die *Révolution française* so sehr gesunken, daß er sich jetzt sogar *sans rongir* auf die *Sciences* legt und *Künste*, ja selbst *Handel* und *Gewerbe* treibt.

Möchte man nicht vor *dépit* aus der Haut fahren, wenn man von einem *Professor*, *Affessor*, *Advokaten*, *Poeten* und *Banquier*, oder gar von einem *Maler*, *Bildhauer* und *Comödianten* hört, der Herr v. X. oder Herr v. Y. heißt? — *Enfin!* das macht die liebe *Aufklärung*, wovon der Herr *Staatsrath* sprechen, *voilà le Zeitgeist!* — *Mais nous verrons!* — *Oui, Monsieur*, wir werden sehen, wohin das führt!

Schon haben wir eine Menge bürgerliche *Officers* bei der *Armée* und unser cher *Neveu* schreibt mir, daß es bei der *Land-  
wehr* gar nicht mehr *anzuhalten* sei, weil die *Bourgeoisie* in dem *Corps des Officers* *tellement* um sich *gegriffen* habe, daß man gar nicht mehr *Herr Kamerad!* sagen könne, ohne sich *vor-  
her* zu erkundigen, wen man vor sich habe. Schon sind viele *adlige* *Stammgüter* von Bürgerlichen, ja sogar — *si done!* — von *Juden* in *Besitz* genommen.

Das ist der *Zeitgeist*, die *Aufklärung*, *l'Amalgamation du Peuple* des Herrn *Staatsraths*. *Mais bientôt nous serons au bout* — *c'est à dire:* bald werden wir diesem *Unwesen* ein *Ende* machen! — *Oui, ma chère Soeur!* Wir — ich und die *Majorin* v. B.

*Ecoutez*, wir haben einen *Gedanken* *eronnen*, worüber Du ganz *enchantirt* sein wirst, einen *uniquen* *Gedanken*, einen *divinen* *Gedanken*. — Aber es ist vor der *Hand* noch ein *Geheim-  
niß*, denn außer mir, der *Majorin* und noch einigen anderen *Freundinnen*, weiß *jusqu'au moment* noch keine *Seele* davon.

*Enfin:* wir haben einen *magnifiquen* *Einsfall*, wir wollen eine *adlige* *Société* stiften, deren *Zweck* ist, den *Adel* in seiner *Pureté  
ancienne* zu *conserviren* und zu *mainteniren* und nicht *zuzu-  
geben*, daß er durch die *Bourgeoisie* in seinen *Vorrechten* *ge-  
schmälert* werde. Man hat mir, der *Majorin* und der *Präsi-  
dentin* die *Ehre* angethan, uns zu *Directrices* dieses *Nobeler-  
eins* zu *choisiren*. Jedes *Membre* ist *obligirt*, darauf zu *sehen*, daß keine *bürgerliche* *Person* zu einem *adligen* *Cercle* *zugelassen* werde und denselben *sogleich* zu *abandonniren*, wenn etwas von der *Bourgeoisie* darin *gewittert* wird.

Jedes *Membre* muß ein *Jurement* in unsere *Hände* ablegen, alle *Mésalliances* zwischen *Adligen* und *Bürgerlichen* nach *Kräf-  
ten* zu *contrequarriren* und alle *Connexions* mit den *Familien* *abzubrechen*, die sich mit *bürgerlichen* *amalgamirt* haben.

Außerdem muß jedes *Mitglied* der *Société* bei den *Män-  
nern* *dahinwirken*, daß die *Bourgeoisie* sich nicht in *Offizier-  
stellen* und in *adlige* *Stüter* *hineindrängen* könne.

Wünsche Dir Glück, ma bonne! auch Dich habe ich als *Mitglied* in *Vorschlag* gebracht und Du bist schon halb und halb *acceptirt*. Ich *annonce* Dir dies, damit Du nicht *verfehlst*, morgen über acht *Tage* in der *Résidence* zu *arriviren* und un-  
serer ersten *Séance générale* *beizuwohnen*, worin über *verschie-  
dene* *interessante* *Questions* *debattirt* werden werden soll; *par  
exemple*, was zu thun ist, um dem empörenden *Luxe* der *Bour-  
geoisie* *Schranken* zu *setzen* und dem *Unfug* zu *steuern*, daß sich die *bürgerlichen* *demoiselles* *Fräulein* *tituliren* lassen.

*Adieu, ma chère Amélie!* je vous embrasse et je vous *attends* avec *empressement*. *Votre soeur* *Eulalie* de U.

*Postscript.* Vergiß nicht die *Seife*, ma bonne! und bringe mir auch von *Deinem* *Jugendbalsam* etwas mit — *c'est à dire*, nicht für mich, sondern für die *Majorin* (*entre nous soit dit*). —

F.